



1925-04-12

Österreich, der Schild des Abendlandes

Eugenie Schwarzwald

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250412&seite=17&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schwarzwald, Eugenie, "Österreich, der Schild des Abendlandes" (1925). *Essays*. 1445.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1445

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

[Österreich], der Schild des Abendlandes.

Ein Schulaufsatz von Eugenie Schwarzwald.

Jeder von uns ist als Kind durchs ganze Haus gerannt und hat alle Leute vom Vater bis zur Waschfrau angefleht: „Bitte, sag mir einen Anfang zu meiner Hausarbeit „ [Österreich] der Schild des Abendlandes“. „Hatte man den Anfang, so ging alles andere wie von selbst. Was ein Schild war, wußte man beiläufig. Vom Abendland hatte man eine dunkle Vorstellung und daß der ganze Aufsatz eine patriotische Tat zu sein hatte, war sonnenklar. Man schimpfte ein bißchen auf die Türken, zeigte sich entzückt vom Prinzen Eugen, weil er dem Kaiser Stadt und Festung Belgrad wiederkriegern wollte; versicherte, daß der [Österreicher] ein Vaterland habe und suchte nach Ursachen, es zu lieben. Bei alledem hatte man von der ganzen Sache keine andere Vorstellung als die, ganz [Österreich] sei nach dem Osten hin immer von einem Kordon von Menschen in Militärkleidung umgeben gewesen, die eine Anstellung als Helden besaßen und dafür die Aufgabe hatten, die Hunnen, Avaren, Magyaren und Türken vom Eindringen ins Abendland abzuhalten. Höchstens durften sie bis Wien kommen. Das war sogar erwünscht, denn das gab Anlaß zu Sobieski und Bischof Kollonitz und in weiterer Folge bekam man Kaffee mit Kipfel und es entstand die Kolschitzkygasse.

Der Schluß aber war dann ganz leicht zu finden. Man machte eine lange, vollkommen sinnlose, syntaktisch unmögliche Phrase und schloß sie mit den Worten „wie unser großer vaterländischer Dichter so unvergänglich schön sagt“. ... Da zu jener Zeit der Lehrer direkt neben dem lieben Gott zu wohnen pflegte und wie dieser alles wissen mußte, wagte er natürlich nicht, nach dem Dichter zu fragen und so verschaffte man sich seinen ersten kleinen literarischen Erfolg: denn der Autor war man selbst. ...

Diesen Schulaufsatz, den ich einmal verpatzt habe, drängt es mich, heute noch einmal zu schreiben, so wie es den Verbrecher an die Stätte seiner Wirksamkeit zurücktreibt. ...

Als Kind hat man nicht recht verstanden, warum das Abendland einen Schild brauchte und ob [Österreich] seine Sache gut gemacht hat. Jetzt, da das Abendland diesen Schild selbst zertrümmert hat, hat man das Gefühl, daß das letzte Restchen [Österreich] das übrig gelassen wurde, noch immer ein Schild des Abendlandes sein könnte, wenn dieses es nicht verschmähte, sich ihn vorzuhalten. Weil es nämlich gerade damit beschäftigt ist, unterzugehen. Was vielleicht gar nicht notwendig ist. Wer weiß, ob es nicht zu retten wäre, wenn es diesen Schild so umschmiedete, daß er wirklich brauchbar würde.

Mit [Österreich] ist jetzt etwas zu machen. Jeder bessere Mensch beginnt bekanntlich jeden Montag ein neues Leben, kauft sich ein neues liniertes Heft und viele rote Löschblätter, und beschließt, fortan keine Flecken in seine Existenz zu machen. Im Alltag ist dieser neue Anfang sehr schwer. Wesentlich leichter aber ist er bei einem neuen Zeitabschnitt, wie der ist, wenn man reich war und arm wird. Also der Fall [Österreich] der Fall Wien.

Wenn reiche Leute in Not geraten, so pflegen sie zuerst die große Wohnung aufzugeben und ihr Leben in bescheidenere Form zu bringen. Sie entlassen ihre Dienstleute, richten ihre alten Kleider wieder her, verkaufen etwas überflüssigen Hausrat, veräußern einige Schmuckstücke oder Kunstwerke, die ihnen nicht zu sehr am Herzen liegen, dann besinnen sie sich auf alle ihre Talente und Fähigkeiten, die dazu dienen könnten, ihnen den Lebensunterhalt zu verschaffen und einen Lebensinhalt zu geben, und danach suchen sie sich dann eine passende Arbeit. Reich werden sie auf diese Weise nicht, aber sie sind dann wirklich saniert.

Als die Grande Dame Wien ihre jahrhundertealte glanzvolle Position verlor, hätte sie sofort das gleiche tun müssen, denn das Exekutionsgericht von Saint-Germain hatte ihr Bergwerke, Badeorte, Kapitalien, Industrien abgesprochen und ihr nichts übrig gelassen als eine herrliche, für sie zu geräumige Villa mit einer prachtvollen Aussicht auf den Kahlenberg. Die aber reicht natürlich nicht zum Leben.

Das hat Wien bisher noch nicht eingesehen, wenigstens jenes, welches von sich reden macht. Denn es gibt außer diesem mit Unrecht tonangebenden auch noch ein stilles und arbeitsames Wien, für das kein Lobeswort stark genug ist. Könnte man das Ausland in die Wiener Häuser führen, in denen Mann, Frau und Kinder unermüdlich harte, ungewohnte Arbeit bei ungenügender Ernährung tun, oder könnte man sie gar in das Haus des Arbeitslosen bringen und hier das unerhörte Leid ansehen lassen, das jenen auferlegt ist, die der Arbeit, dieses wichtigsten Lebenselixiers entraten müssen, so würden wir damit sicher selbst bei jenem Ausland, welches sich zu uns verhält als ob es ein gedankenloser Knabe wäre, der mit einem Maikäfer spielt, Teilnahme und Achtung erwecken.

Das offizielle Wien aber macht den Eindruck, als hätten wir unsere Verarmung und die vollkommene Umgestaltung unseres Lebens nur so weit bemerkt, als sie uns neuen Stoff zum Raunzen gibt. Diese scheinbare Tatenlosigkeit, diese Täuschung, als strecke man alle Viere von sich und warte auf ein Wunder von außen, hat den Ruf Wiens untergraben und ihm die Kritik aller jener Völker zugezogen, die zwar auch nicht besser sind, aber so vorsichtig waren, schon im sechzehnten Jahrhundert Reichtümer zu sammeln, die ihnen im zwanzigsten zum Sieg verhalfen.

[Österreich], oder bleiben wir lieber bei Wien, muß sich endlich klar werden, was es will. Vorläufig weiß es das noch nicht. Wenn man jetzt einen Wiener fragt: „Was soll aus Wien werden?“ so sagt der eine verzweifelt: „Wien ist unrettbar verloren.“ Und zwar sagt er das mit Vorliebe in den Zeitungen jenes Auslandes, in dem wir gerade Kredit suchen. Der andere aber verkündet stolz: „Wien wird das große Handelszentrum des Ostens.“ Mit welcher einfachen [Äußerung] er Myriaden von Konkurrenten und Feinden gegen [Österreich] mobilisiert.

Und doch ist es möglich, daß sein Optimismus recht hat. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es viele Auswege für [Österreich] aus der Not gibt. Aber es gelüstet einem nach einem Ausweg, der Wien nicht nur zu einem Handelszentrum, sondern zu einem Geisteszentrum macht.

Eine geistreiche, nicht mehr ganz junge Dame begann sich plötzlich besonders sorgfältig zu kleiden; auf die Frage: „Warum?“ sagte sie: „Man ist nur einmal alt.“ Wien könnte sagen: „Man ist nur einmal arm. Davon muß man etwas haben. Und da gebe ich mich einem schönen Ostertraum hin.“

Am Ostermontag beschließt Wien, ein neues Leben zu beginnen. Dazu gehört natürlich nicht nur Arbeit, sondern auch Willenskraft, ein würdiges Auftreten nach außen, eine Vertagung aller inneren Kämpfe und Gegensätze auf eine bessere gemeinsame Zukunft.

Dann besinnt es sich, was es kann. Einige Dinge nicht: Nicht in Francs spekulieren, dazu ist es zu ungeschickt. Keine Spielhöllen eröffnen, dazu ist es im Grunde zu solid. Es kann kein Nachtleben haben, denn dazu sind seine Lieder bei aller Albernheit doch nicht abgeschmackt genug, und vor allen Dingen fehlt es an den Frauen. Aus einem Wiener Mädchen kann man eine Herzogin machen, ein süßes Mädel oder schlimmstenfalls ein Flitscherl, aber keinesfalls kann man sie zu etwas Dämonisch-Verruchtem anlernen. Es ist merkwürdig: alles, was Wien kann, gereicht ihm zur Ehre. Zur höchsten Ehre aber, was es am wenigsten kann: es kann nicht von fremder Gnade leben.

Weil es das fühlt, ist es geneigt, sich auf seine wirklichen Vorzüge und Talente zu besinnen. Was kann es mit viel Fleiß und sehr wenig Geld erreichen? Nichts, was mit dem Luxus zusammenhängt. Infolge von Armut muß es sich mit Dingen begnügen, die nicht um Geld zu haben sind: den fortschrittlichsten Hochschulen, den lebensvollsten Erziehungsanstalten, den schönsten Konzerten, den vorzüglichsten Volksrestaurants, den glänzendsten Sportunternehmungen. Wenn es die hat, dann kann es alle Leute anziehen, die Lust haben, etwas Rechtes zu lernen oder sich auf eine manierliche Weise zu unterhalten, eventuell sogar auf eine moralische.

Denn das mit der Moral ist eine komische Sache. Es gibt Zeiten, wo sie für immer abgetan scheint. Plötzlich ist sie wieder modern. Bei uns dämmert diese Zeit heran: die Anzeichen mehren sich.

Wer einmal im „Blauen Vogel“ war und gesehen hat, wie die Menschen dem schlaun Inschny zujubeln, weil er mit ihnen Schule spielt, wer heuer das Publikum bei den tiefsinnig-kindischen Darbietungen des Musikclowns Grock beobachtet hat, der weiß, daß unschuldige Heiterkeit, Einfachheit, beinahe könnte man Einfalt sagen, die tiefste Sehnsucht unserer zermürbten Menschheit ist. Alles, was gegenwärtig lebt, ist um seine Jugend gekommen. Infolgedessen ist die Mode von übermorgen Jugendlichkeit, Gesundheit, Lustigkeit und tätiges Leben. Die Wiener, die so gern mit der Mode gehen, werden diese sicher nicht versäumen.

Man könnte nun fragen: Warum fangen denn nicht die anderen Staaten mit der Tugend an? Wir lassen Frankreich hier gern den Vortritt, so wäre zu antworten: Reformen gibt es nur in besiegten Ländern. Der einzige Vorteil eines Krieges ist, daß wenigstens eine Menschengruppe so arg niedergedrückt ist, daß sie Gelegenheit nimmt, sich auf sich selbst zu besinnen.

Also hat die Moral jetzt bei uns ihre Heimat, was uns um so angenehmer ist, als sie rentabel erscheint: das heißt, wenn wir uns die Jugend zu Gäste laden. Verwöhnte Genußmenschen, die den neuesten Kitzel suchen, werden bei uns nicht auf ihre Kosten kommen. Globetrotter und Viveure machen uns zu Lakaien und korrumpieren uns. Wir brauchen Jugend, die zu uns kommt, um zu lernen und zu wachsen, nur die kann unsere Atmosphäre verbessern. Bleiben wir bei einem Beispiel: Eines Tages erscheint ein junger Mensch in Wien, Serbe oder Bulgare, Jugoslawe, Grieche oder Türke, voll Vertrauen in die alte Kulturstadt, von der man ihm gesagt hat, daß sie die besten [Ärzte], Lehrer, Landwirte, Maler, Bildhauer, Sänger ausbilde. Seine Jugend dürstet, hier geistiges Hochquellwasser zu trinken. Ein Werdender, kommt er, und es könnte sein, daß er dankbar wäre.

Die Wiener Kollegen empfangen ihn mit offenen Armen. Sie scheuen keine Konkurrenz. Sie fürchten nicht für den nationalen Charakter Wiens. Heute, wo es das Herz rein deutschen Landes ist, hat es weder etwas zu behaupten noch zu verteidigen. Selbst tief im Nationalen verankert, also ganz durchdrungen von den Rechten der anderen Völker, überzeugt vom Wert deutschen Wesens und deutscher Wissenschaft, freuen sich die jungen Leute über jeden Gast, den sie zur gleichen Meinung bekehren können, denn sie haben den natürlichen Drang, jedes Mißverständnis zwischen dem deutschen Volk und den anderen Völkern aus der Welt zu schaffen. Auch ein praktischer Gedanke bewegt sie. Sie wissen, je größer die Schülerschaft, desto leichter bekommt man hervorragende Lehrer

auch von außen. Sie sind sich bewußt, daß, wenn die Erlaubnis, zu lehren und zu lernen, auf Eingeborne beschränkt ist, die Lehr- und Lernstadt bald ein bornierter Provinzplatz werden wird, dessen Söhne dann einmal selbst in die Ferne werden reisen müssen, um etwas Modernes, Freies und Großes zu erfahren. Ihre eigene Universität aufrecht zu erhalten, brauchen sie den Gast dringend. Freudig überrascht, versteht der Neue nicht, was ihm schon im ersten Augenblick eine so warme Aufnahme verschafft.

Rasch wird der Kamerad mit allen wahren Sehenswürdigkeiten Wiens bekannt gemacht. Man zeigt ihm an einem Wintervormittag die Albertina, an einem Wochentag im Mai den Sonnenuntergang auf der Sofienalpe, man hört mit ihm im Stehparterre eine vollkommene Aufführung der „Zauberflöte“ in der Oper an, man führt ihn ins Schubert-Konzert zur Emmy Heim. Man besteigt mit ihm die Rax in Gesellschaft von Wiener Mädchen – man sieht jetzt manchmal prachtvoll aussehende, mit Rucksack und ohne Hut auf dem Südbahnhof. Aber vor allem führt man ihn in die Arbeit ein. Wie staunt da der Gast! Dieser menschliche, vorurteilslose Lehrer, der, ohne auf seine äußere Würde bedacht zu sein, sich jeden Augenblick der Verantwortung seines hohen Lehramtes bewußt ist, er wird sein erstes Männer-Ideal. Frei fließen dem gelehrten Manne die Worte über die Lippen, nie würde er es ertragen, daß zwischen ihm und seinen Schülern ein Blatt Papier stünde. Er spricht, und so groß ist seine Weltweite, daß sich die Decke des Saales zur Kuppel zu wölben scheint. Klar und frei von Eitelkeit, positiv und unpolemisch, schenkt er seinen Schülern die letzten Ergebnisse seiner Forschung, mit dem Wunsche, sie möchten, über ihn hinauswachsend, ihn fortsetzen. Er spricht kein leeres Wort: er weiß, wie bald Jugend sich langweilt, und er will am Ende des Semesters keinen seiner Hörer missen. Alles, was er sagt, ist lebenddurchflossen und gegenwartbewußt, und doch überlegt er sich jedes Wort. Er weiß, wie viel es bei den Jünglingen gilt. Sie in den Hader des Tages hineinzuziehen, in der einzigen Zeit ihrer Existenz, in der sie ungestört hohen Zielen leben dürfen, schiene ihm Verbrechen.

Das alles fühlt der junge Mensch erwärmt und begeistert. Dann fährt er heim, dieser Stadt für alle Zeit verfallen. Weisheit und Schönheit, Natur und Kunst, erster Erfolg und erste Liebe, alles heißt für ihn Wien. Er verbreitet den Ruhm dieser Stadt, und alle, die es hören, denken: wie herrlich muß erst das Abendland sein, wenn schon die Eingangspforte aus echtem Gold ist.

Hat er einen Sohn, so schickt er ihn schon früh, der Segnungen der österreichischen Erziehung teilhaftig zu werden. In den zahlreichen Landerziehungsheimen, deren sich [Österreich] dann erfreuen wird, werden diese begabten Kinder zu Bürgen eines wirklichen Friedens herangebildet.

Gilt es, die Aussteuer der Tochter zu kaufen, so fährt man nach Wien, dessen Sinn für Qualität und dessen Geschmack man kennt. Man weiß, daß der Wiener Kaufmann die Usance hat, auf größten Umsatz bei kleinstem Gewinn zu sehen. Keine Mehrarbeit ist ihm zu schwer, wenn es gilt, den Ruhm der Preiswürdigkeit zu erwerben.

Wünscht der ehemalige Wiener Student für sich und die Seinen herrliche Ferientage, so weiß er, daß die österreichischen Hoteliers und Restaurateure das größte Gewicht darauf legen, ihre Gäste durch Güte und Billigkeit in Erstaunen zu setzen. So wird der Semmering ihr Lieblingsplatz. Dorthin werden die Kongresse der ganzen Welt verlegt. Und hört man gar von Wiener Festspielen, so eilt ganz Ost- und Südeuropa heran. Diese Stadt weiß ja fremde Künstler nicht nur anzuziehen, sondern auch festzuhalten. Die Künstler aber gar, die in Wien so zahlreich geboren werden, zu hegen und zu fördern, ist jedem Wiener nicht nur ein Gebot des Herzens, sondern auch des Verstandes.

[Österreich] der alte Schild des Abendlandes, war mit militärischen Szenen verunziert. Dem homerischen Achill, dessen Waffen in unglücklichem Gefecht verloren gegangen sind, bringt seine göttliche Mutter einen prächtigeren, glänzenderen Schild, auf den die Phantasie des Gottes der Technik die herrlichsten Bilder gezaubert hat. Auch der neue Schild des Abendlandes muß vom Gott der Wissenschaft, der Kunst, des Gewerbefleißes und der friedlichen Arbeit mit anziehenden Bildern der Kultur und der Gesittung ausgeschmückt werden....

Wie sagt doch unser großer vaterländischer Dichter so unvergänglich schön:

„Mein Land, wie reich dich meine Sehnsucht schaut!

Nur daß im Traum mir vor dem Wachen graut.“

Oesterreich, der Schild des Abendlandes.

Ein Schulaufsatz von Eugenie Schwarzwald.

Jeder von uns ist als Kind durchs ganze Haus gerannt und hat alle Leute vom Vater bis zur Waschkrau angepöbel: „Lina, sag mir einen Anfang zu meiner Hausarbeit, Oesterreich, der Schild des Abendlandes“. „Hatte man den Anfang, so ging alles anders wie von selbst. Was ein Schild war, konnte man beiläufig. Vom Abendland hatte man eine dunkle Vorstellung und daß der ganze Aufsatz eine patriotische Tat zu sein halte, war sonnenklar. Man schimpfte ein bißchen auf die Türken, zeigte sich entzückt vom Prinzen Eugen, weil er dem Kaiser Stadt und Zeitung Belgrad wiedererlangen wollte; versicherte, daß der Oesterreicher ein Vaterland habe und suchte nach Ursachen, es zu lieben. Bei alledem hatte man von der ganzen Sache keine andere Vorstellung als die, ganz Oesterreich sei nach dem Osten hin immer von einem ganzen Menschen in Militärkleidung umgeben gewesen, die eine Aufstellung als Helden besäßen und dafür die Kussgaoz hätten, die Hunnen, Awaren, Magyaren und Türken vom Eindringen ins Abendland abzuhalten. Höchstens durften sie bis Wien kommen. Das war sogar erwünscht, denn das gab Anlaß zu Sobieski und Bischof Kolonitz und in weiterer Folge bekam man Kaffee mit Kapsel und es entstand die Kolschitzkygasse.

Der Schluß aber war dann ganz leicht zu finden. Man machte eine lange, vollkommen sinnlose, syntaktisch unmögliche Phrase und schloß sie mit den Worten „wie unser großer vaterländischer Dichter so unvergänglich schön sagt“. Da zu jener Zeit der Lehrer direkt neben dem lieben Gott zu wohnen pflegte und wie dieser alles wissen mußte, wagte er natürlich nicht, nach dem Dichter zu fragen und so verhasste man sich seinen ersten kleinen literarischen Erfolg; denn der Autor war man selbst.

Diesen Schulaufsatz, den ich einmal verpaßt habe, drängt es mich, heute noch einmal zu schreiben, so wie es den Verbrecher an die Stätte seiner Verurteilung zurücktreibt.

Als Kind hat man nicht recht verstanden, warum das Abendland einen Schild brauchte und ob Oesterreich seine Sache gut gemacht hat. Jetzt, da das Abendland diesen Schild selbst zertrümmert hat, hat man das Gefühl, daß das letzte Restchen Oesterreich, das übrig gelassen wurde, doch immer ein Schild des Abendlandes sein könnte, wenn dieses es nicht verächtlich, sich ihn verzuhalten. Weil es nämlich gerade damit beschäftigt ist, unterzugehen. Was vielleicht gar nicht notwendig ist. Wer weiß, ob es nicht zu retten wäre, wenn es diesen Schild so unerschütterte, daß er wirklich brauchbar würde.

Mit Oesterreich ist jetzt etwas zu machen. Jeder bessere Mensch beginnt bekanntlich jeden Montag ein neues Leben, kauft sich ein neues liniertes Heft und viele rote Löschblätter, und beschließt, fortan keine Notizen in seine Existenz zu machen. Am Alttag ist dieser neue Anfang sehr schwer. Wesentlich leichter aber ist er bei einem neuen Zeitabschnitt, wie der ist, wenn man reich war und arm wird. Also der Fall Oesterreich, der Fall Wien.

Wenn reiche Leute in Not geraten, so pflegen sie zuerst die große Wohnung aufzugeben und ihr Leben in bescheidenere Form zu bringen. Sie entlassen ihre Diensteute, richten ihre alten Kleider wieder her, verkaufen etwas überflüssigen Hausrat, veräußern einige Schmuckstücke oder Kunstwerke, die ihnen nicht zu sehr am Herzen liegen, dann besinnen sie sich auf alle ihre Talente und Fähigkeiten, die dazu dienen könnten, ihnen den Lebensunterhalt zu verschaffen und einen Lebensinhalt zu geben, und danach suchen sie sich dann eine passende Arbeit. Reich werden sie auf diese Weise nicht, aber sie sind dann wirklich famiert.

Als die Grande Dame Wien ihre jahrhundertalte glanzvolle Position verlor, hätte sie sofort das gleiche tun müssen, denn das Exekutionsgericht von Saint-Germain hatte ihr Bergwerke, Bodente, Kapitalien, Industrien abgeprochen und ihr nichts übrig gelassen als eine herrliche, für sie zu geräumige Villa mit einer prachtvollen Aussicht auf den Kahlenberg. Die aber reicht natürlich nicht zum Leben.

Das hat Wien bisher noch nicht eingesehen, wenigstens jenes, welches von sich reden macht. Denn es gibt außer diesem mit Unrecht tonangebenden auch noch ein stilles und arbeitsames Wien, für das kein Lobeswort stark genug ist. Könnte man das Ausland in die Wiener Häuser führen, in denen Mann, Frau und Kinder unermüdlich harte, ungewohnte Arbeit bei ungenügender Ernährer tun, und könnte man sie gar in das Haus des Arbeitslosen bringen und hier das unerhörte Leid ansehen lassen, das jenen auferlegt ist, die der Arbeit, dieses wichtigsten Lebenselixiers entraten müssen, so würden wir damit sicher selbst bei jenem Ausland, welches sich zu uns verhält als ob es ein gedankenloser Knabe wäre, der mit einem Markhäfer spielt, Teilnahme und Achtung erwecken.

Das offizielle Wien aber macht den Eindruck, als hätten wir unsere Verarmung und die vollkommene Umgestaltung unseres Lebens nur so weit bemerkt, als sie uns neuen Stoff zum Raunzen gibt. Diese scheinbare Latenlosigkeit, diese Täuschung, als strecke man alle Biere von sich und warte auf ein Wunder von außen, hat den Ruf Wiens untergraben und ihm die Kritik aller jener Völker zugezogen, die zwar auch nicht besser sind, aber so vorsichtig waren, schon im sechzehnten Jahrhundert Reichthümer zu sammeln, die ihnen im zwanzigsten zum Sieg verhalfen.

Oesterreich, oder bleiben wir lieber bei Wien, muß sich endlich klar werden, was es will. Vorkünftig weiß es das noch nicht. Wenn man jetzt einen Wiener fragt: „Was soll aus Wien werden?“ so jagt der eine verzweifelt: „Wien ist unrettbar verloren.“ Und zwar jagt er das mit Vorliebe in den Zeitungen jenes Auslandes, in dem wir gerade Kredit suchen. Der andere aber verkündet stolz: „Wien wird das große Handelszentrum des Ostens.“ Mit welcher einfachen Neuerung er Myriaden von Konkurrenten und Feinden gegen Oesterreich mobilisiert.

Und doch ist es möglich, daß sein Optimismus recht hat. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es viele Auswege für Oesterreich aus der Not gibt. Aber es gelüftet einen nach einem Ausweg, der Wien nicht nur zu einem Handelszentrum, sondern zu einem Geisteszentrum macht.

Eine geistreiche, nicht mehr ganz junge Dame begann sich plötzlich besonders sorgfältig zu kleiden; auf die Frage: „Warum?“ sagte sie: „Man ist nur einmal alt.“ Wien könnte sagen: „Man ist nur einmal arm. Davon muß man etwas haben. Und da gebe ich mich einem schönen Oestertramm hin.“

Am Ostermontag beginnt Wien, ein neues Leben zu beginnen. Dazu gehört natürlich nicht nur Arbeit, sondern auch Willenskraft, ein würdiges Auftreten nach außen, eine Vertagung aller inneren Kämpfe und Gegenätze auf eine bessere gemeinsame Zukunft.

Dann besinnt es sich, was es kann. Einige Dinge nicht: Nicht in Franzos spekulieren, dazu ist es zu ungeschickt. Keine Spielhöllen erfinden, dazu ist es im Grunde zu solid. Es kann kein Nachleben haben, denn dazu sind seine Lieder bei aller Albernheit doch nicht abgeschmactt genug, und vor allen Dingen fehlt es an den Frauen. Aus einem Wiener Mädchen kann man eine Herzogin machen, ein süßes Mädel oder schlimmstenfalls ein Klüschel, aber keinesfalls kann man sie zu etwas Dämonisch-Verrücktem anlernen. Es ist merkwürdig: alles, was Wien kann, gereicht ihm zur Ehre. Zur höchsten Ehre aber, was es am wenigsten kann: es kann nicht von fremder Gnade leben.

Weil es das fühlt, ist es geneigt, sich auf seine wirklichen Vorzüge und Talente zu besinnen. Was kann es mit viel Fleiß und sehr wenig Geld erreichen? Nichts, was mit dem Luxus zusammenhängt. Infolge von Armut muß es sich mit Dingen begnügen, die nicht um Geld zu haben sind: den fortschrittlichsten Hochschulen, den lebensvollsten Erziehungsanstalten, den schönsten Konzerten, den vorzüglichsten Volkscasinos, den glänzendsten Sportunternehmungen. Wenn es die hat, dann kann es alle Leute anziehen, die Lust haben, etwas Rechtes zu lernen oder sich auf eine manierliche Weise zu unterhalten, eventuell sogar auf eine moralische.

Denn das mit der Moral ist eine komische Sache. Es gibt Zeiten, wo sie für immer abgetan scheint. Plötzlich ist sie wieder modern. Bei uns dämmert diese Zeit heran: die Anzeichen mehren sich.

Wer einmal im „Blauen Vogel“ war und gesehen hat, wie die Menschen dem schlauen Zuschauer jubeln, weil er mit ihnen Schach spielt, wer heuer das Publikum bei den tief-sinnig-kindischen Darbietungen des Musikclowns Groch beobachtet hat, der weiß, daß unschuldige Heiterkeit, Einfachheit, beinahe könnte man Einfalt sagen, die tiefste Sehnsucht unserer zermürdeten Menschheit ist. Alles, was gegenwärtig lebt, ist um seine Jugend gekommen. Infolgedessen ist die Mode von übermorgens jugendlichkeit, Gesundheit, Lustigkeit und tätiges Leben. Die Wiener, die so gern mit der Mode gehen, werden diese sicher nicht veräumen.

Man könnte nun fragen: Warum jagen denn nicht die anderen Staaten mit der Jugend an? Wir lassen Frankreich hier gern den Vortritt, so wäre zu antworten: Reformen gibt es nur in besiegten Ländern. Der einzige Vorteil eines Krieges ist, daß wenigstens eine Menschengruppe so arg niedergedrückt ist, daß sie Gelegenheit nimmt, sich auf sich selbst zu besinnen.

Also hat die Moral jetzt bei uns ihre Heimat, was uns um so angenehmer ist, als sie rentabel erscheint: das heißt, wenn wir uns die Jugend zu Gast laden. Verwöhnte Gemütsmenschen, die den neuesten Nadeln suchen, werden bei uns nicht auf ihre Kosten kommen. Globetrotter und Wivente machen uns zu Lakaien und korrumpieren uns. Wir brauchen Jugend, die zu uns kommt, um zu lernen und zu wachsen, nur die kann unsere Atmosphäre verbessern. Bleiben wir bei einem Beispiel: Eines Tages erscheint ein junger Mensch in Wien, Serbe oder Bulgare, Jugoslawe, Grieche oder Türke, voll Vertrauen in die alte Kulturstadt, von der man ihm gesagt hat, daß sie die besten Ärzte, Lehrer, Landwirte, Maler, Bildhauer, Sänger ausbilde. Seine Jugend dürstet, hier geistiges Hochquellwasser zu trinken. Ein Verdender, kommt er, und es heißt, daß er dankbar wäre.

Die Wiener Kollegen empfangen ihn mit offenen Armen. Sie scheuen keine Konkurrenz. Sie fürchten nicht für den nationalen Charakter Wiens. Heute, wo es das Herz rein deutschen Landes ist, hat es weder etwas zu behaupten noch zu verteidigen. Selbst tief im Nationalen verankert, also ganz durchdrungen von den Rechten der anderen Völker, überzeugt vom Wert deutschen Wesens und deutscher Wissenschaft, freuen sich die jungen Leute über jeden Gast, den sie zur gleichen Meinung belehren können, denn sie haben den natürlichen Drang, jedes Mißverständnis zwischen dem deutschen Volk und den anderen Völkern aus der Welt zu schaffen. Auch ein praktischer Gedanke bewegt sie. Sie wissen, je größer die Schülerschaft, desto leichter bekommt man hervortragende Lehrer auch von außen. Sie sind sich bewußt, daß, wenn die Erlaubnis, zu lehren und zu lernen, auf Eingeborne beschränkt ist, die Lehr- und Lernstadt bald ein bornierter Provinzplatz werden wird, dessen Söhne dann einmal selbst in die Ferne werden reisen müssen, um etwas Modernes, Freies und Großes zu erfahren. Ihre eigene Universität aufrecht zu erhalten, brauchen sie den Gast dringend. Freudig überrascht, versteht der Neue nicht, was ihm schon im ersten Augenblick eine so warme Aufnahme verschafft.

Kajach wird der Kamerad mit allen wahren Ehrens-würdigkeiten Wiens bekannt gemacht. Man zeigt ihm an einem Wintertag die Albertina, an einem Wochentag im Mai den Sonnenuntergang auf der Sollenalpe, man hört mit ihm im Stehparterre eine vollkommene Aufführung der „Zauberflöte“ in der Oper an, man fährt ihn ins Schubert-Konzert zur Emmy Heim. Man besteigt mit ihm die Nag in Gesellschaft von Wiener Mädchen — man sieht jetzt manchmal prachtvoll aussehende, mit Mucksack und ohne Hut auf dem Südbahnhof. Aber vor allem fährt man ihn in die Arbeit ein. Wie staut da der Gast! Dieser menschliche, vorurteillose Lehrer, der, ohne auf seine äußere Würde bedacht zu sein, sich jeden Augenblick der Verantwortung seines hohen Lehramtes bewußt ist, er wird sein erstes Männer-Ideal. Frei fließen dem gelehrten Manne die Worte über die Lippen, nie würde er es ertragen, daß zwischen ihm und seinen Schülern ein Blatt Papier stünde. Er spricht, und so groß ist seine Weltweite, daß sich die Decke des Saales zur Kuppel zu wölben scheint. Klar und frei von Eitelkeit, positiv und unpolerisch, schenkt er seinen Schülern die letzten Ergebnisse seiner Forschung, mit dem Wunsche, sie möchten, über ihn hinauswachsend, ihn fortsetzen. Er spricht kein leeres Wort: er weiß, wie bald Jugend sich langweilt, und er will am Ende des Semesters keinen seiner Hörer missen. Alles, was er sagt, ist lebend durchflossen und gegenwartbewußt, und doch überlegt er sich jedes Wort. Er weiß, wie viel es bei den Jünglingen gilt. Sie in den Hader des Tages hineinzuzeichnen, in der einzigen Zeit ihrer Existenz, in der sie ungestört hohen Zielen leben dürfen, schiene ihm Verbrechen.

Das alles fühlt der junge Mensch erwärmt und begeistert. Dann fährt er heim, dieser Stadt für alle Zeit verfallen. Weisheit und Schönheit, Natur und Kunst, erster Erfolg und erste Liebe, alles heißt für ihn Wien. Er verbreitet den Ruhm dieser Stadt, und alle, die es hören, denken: wie herrlich muß erst das Abendland sein, wenn schon die Eingangspforte aus echtem Gold ist.

Hat er einen Sohn, so schiebt er ihn schon früh, der Segnungen der österreichischen Erziehung teilhaftig zu werden. In den zahlreichen Landerziehungsheimen, deren sich Oesterreich dann erfreuen wird, werden diese begabten Kinder zu Bürgen eines wirklichen Friedens herangebildet.

Gilt es, die Aussteuer der Tochter zu kaufen, so fährt man nach Wien, dessen Sinn für Qualität und dessen Geschmack man kennt. Man weiß, daß der Wiener Kaufmann die Uance hat, auf größten Umsatz bei kleinstem Gewinn zu sehen. Keine Mehrarbeit ist ihm zu schwer, wenn es gilt, den Ruhm der Preiswürdigkeit zu erwerben.

Wünscht der ehemalige Wiener Student für sich und die Seinen herrliche Ferkeltage, so weiß er, daß die österreichischen Hoteliers und Restaurateure das größte Gewicht darauf legen, ihre Gäste durch Güte und Billigkeit in Erstaunen zu setzen. So wird der Semmering ihr Lieblingsplatz. Dorthin werden die Kongresse der ganzen Welt verlegt. Und hört man gar von Wiener Festspielen, so eilt ganz Ost- und Südeuropa heran. Diese Stadt weiß ja fremde Künstler nicht nur anzuziehen, sondern auch festzuhalten. Die Künstler aber gar, die in Wien so zahlreich geboren werden, zu hegen und zu fördern, ist jedem Wiener nicht nur ein Gebot des Herzens, sondern auch des Vaterlandes.

Oesterreich, der alte Schild des Abendlandes, war mit militärischen Szenen verunziert. Dem homerischen Achill, dessen Waffen in unglücklichem Gefecht verloren gegangen sind, bringt seine göttliche Mutter einen prächtigeren, glänzenderen Schild, auf den die Phantasie des Gottes der Technik die herrlichsten Bilder gezaubert hat. Auch der neue Schild des Abendlandes muß vom Gott der Wissenschaft, der Kunst, des Gewerbes und der friedlichen Arbeit mit ansehnlichen Bildern der Kultur und der Gesittung ausgeschmückt werden.

„Mein Land, wie reich dich meine Sehnsucht schaut!
Nur daß im Traum mir vor dem Wachen graut.“